

Hallsche Landwehr vor der Festung Tongwy.

Ein Erinnerungsbild von R. N.

Auf einem Kaiserlichen Tabaksboden in Metz hatten wir einige Tage vor Weihnachten d. J. 1870 als Ergänzungsmannschaften des in dem Kampfe vor Metz so rühmlich genannten und stark gelichteten polnischen Landwehr-Regiments Nr. 58 Quartier gemacht.

Das Weihnachtsfest war vorüber und wir waren bei einigen Feldstößen voll Glühwein auf unserm Regieboden bereits in das neue Jahr eingetreten, als die 1. Compagnie den Befehl erhielt, zur Belagerung der kleinen Festung Longwy umweit der belgischen Grenze abzurücken.

In früher Morgenstunde marschirten wir bei einer in Vorhingen ganz unerhörten Kälte — (hartgepölkene Gier waren in der allerdings leichten Kälte des Brotschattes gefroren) — in der Richtung auf Thionville den Ereignissen entgegen.

Nachdem wir einige kleine Drüscharen, in denen der Kampf ganz entsehlige Bewilligungen zurückgelassen hatte, passirt waren, erweiterte sich das Vordringen mehr und mehr und wir erreichten bald das Schloßfeld, auf welchem die Landwehr-Division „Kammer“ von mit furchtbarem Gewalt vordringenden Feind mit jenen Perosimms zurückgeworfen hatte, welchem von dem berühmten englischen Berichterstatter jener Tage ein so glänzendes Zeugnis ausgestellt wurde. Das Landwehr-Regiment Nr. 58 hatte bei diesem Zusammenstoß in beständigem Feuer gefahren und unser Compagnieführer, der sich hier das eigene Kreuz erkämpfte, gab uns beim Rückzuge eine interessante Schilderung des Kampfes, welche dann während des Marsches von einzelnen Leuten erzählt wurde, wobei man mit Berliner Würze — (es waren auch zahlreiche Sprengkugeln bei der Compagnie) — der reichen Sendung von „Zuckerbitter“ (schwere Granatengeschosse) aus den feindlichen Forts gedachte.

Gegen 12 Uhr Mittags erreichten wir den Ort Niedermord, einen total ungeschützten Marktflecken, wo Quartier bezogen wurde. Das Schloß führte mich mit meinem Gefreiten, Kamerad W. . . . aus Gröllwitz, zu einem Zingelstein, einem blutarmen Hütenarbeiter, mit welchem wir theilten, was wir hatten, während er sich mit einem Schiffsleinen Kartoffelsalat veranschte, der er vor unseren Augen selbst zubereitete. Um den armen Kerl nicht zu kränken, offen wir mit einiger Ueberwindung von feinem Wache und betteten uns eines Abends, fast in unsere Mittel gewickelt, auf seinem ärmlichen Lager, während er selbst in einer anderen Ecke seiner hölzernen Wohnung sich zur Nachtruhe in Stroh einwickelte und zu unserer Verwunderung sehr bald die „schnarrende“ Erklärung abgab, daß er eingeschlummert war.

Nach einem unbedeutenden Marsche erreichten wir anderen Tages die Festung Thionville, wo die Trümmer einer mehrtägigen Beschussung bereits vollständig beseitigt waren. Mit welcher erstaunlichen Präzision unsere Artillerie aus der Entfernung einer halben Meile hier gearbeitet hatte, konnten wir an dem Thurne der Hauptkirche wahrnehmen, durch welchen oberhalb des Zifferblattes mehrere Geschosse so treffsicher hindurch geschlagen waren, daß sich eine wohlgerundete Durchsicht zeigte.

Nachmittags trafen wir auf der Bahn Thionville-Montmedy weiter bis nach dem reichend gelegenen Städtchen Longwyon, welches etwa zwei Stunden von der Festung Longwy entfernt mit dieser durch eine Zweigbahn verbunden ist, die damals natürlich unpassierbar gemacht worden war. Der Ort war bereits mit Truppen bemacht überfüllt, daß wir nach einem unsern gelegenen kleinen Dorfe dirigirt wurden, in welchem wir uns einmischten, so gut es eben gehen wollte. Da die Luft wegen herumschweifender Francireurs hier nicht ganz rein sein sollte, wurde eine starke Wache kommandirt und außerdem die Hälfte der Compagnie in Alarmquartiere gelegt. Die Nacht ging jedoch ohne jede Störung vorüber und am Morgen brachte uns eine Ordnung den Befehl, nach Longwyon zurückzukehren.

Auch hier blieben wir nur bis zum nächsten Morgen, wo wir in die Garnisonlinie abrückten. Still ging es nordwärts über die bewaldete Höhe. Als wir aus dem Walde herausstraten, wurde Halt gemacht und — geladen. Es mußte also wohl die Möglichkeit, eines Recontres vorliegen, zumal der Vormarsch mit allen Vorsichtsmahregeln in größter Ruhe und — „Reifen weg!“ angetreten wurde. Das nach der Festung hin gelegene, sehr coupirte mit kleineren Waldparzellen und einzelnen Wirtschaftshöfen besetzte Terrain war aber auch wie zu gewissen Ueberwachungen geschaffen und daß der Feind schamlos schlüpfend war, hatte er erst kürzlich durch eine nächtliche Ueberumpelung des Dorfes Tellancourt bewiesen, dessen Besatzung abzulösen wir beufen waren.

Als wir uns Tellancourt bis auf etwa 2 Kilometer genähert hatten, stieß eine Cavallerie-Batrouille (Landwehr-Plänen) auf uns, welche von einem Aufklärungsritze bis in die Nähe der Festung zurückkehrte und unsern Vortritt meldete, daß sich die feindliche Besatzung oblich ruhig verhalte. Es erfolgte nun der Befehl zum Entladen der Gewehre und dann ging es unter lebhaften Geplauder und vielen schlechten Wigen vorwärts auf Tellancourt los, wo

die bisherige Besatzung bis auf die Wache bereits zum Abmarsch fertig stand und uns, wie es schien, den mißwollen und forberlosten Posten sehr gern überließ.

Wir übernahmen die starke Wache am Ausgange des Dorfes und die Compagnie bezog alsdann in den Schulzimmern auf einem Tanzsaale und in einigen anderen größeren Räumen Alarmquartiere. Mir wurde mit einigen Leuten der Auftrag, den Hauptmann zur Feststellung der Postenlinie für die Nacht, als deren Wachhabender ich kommandirt war, zu begleiten. In einer Entfernung von etwa 400 Schritten vom Dorfe fanden wir unmittelbar neben der Landstraße eine kleine Bretterbude, — das Wachtlokal für die Nachtposten, welches ich natürlich als mein Dohem für die nächste Nacht mit einigem Interesse besichtigte. Ein einziger alter Holzschmel, die Sella des Commandirenden, stand zwischen niedergetretenen feuchten Stroh und die Mitte des Raumes nahm ein von rohen Steinen aufgethauer Herd ein, auf welchem noch ein Stück Holz glimmte. Draußen aber piff eifrig Nordost über hohen Schnee!

Der Hauptmann bestimmte 4 Doppelposten, welche die bedrohte Seite des Dorfes in einem weiten Bogen umschloß. Er prägte mir dabei aufs Schärfste ein, daß jeder unabhingige Alarm durch vorzeitige Schießen vermieden werden müsse; es würde zweckmäßig sein, die Posten so unter meine Vandsleute und die Polen zu vertheilen, daß immer ein ruhiger, nüchternen Sache und ein heißblütiger, nicht immer nüchternen Pole zusammenstünden. Meine besondere Aufgabe als Wachhabender sei es, die Postenlinie so oft als möglich abzugehen, um mich von der Wachsamkeit der Leute zu überzeugen und etwaige Vorkänge vor der Front selbst zu beobachten. Endlich empfahl er mir zu meinen eigenen Besten, bei dem Ueberwachen der Posten ja auf der Hut zu sein, da die Polen hierin keinen Spieß verstehen und ohne viele Umstände Feuer gäben u. Nun, das waren ja recht erzieuliche Ausfichten für die nächste Nacht!

Als ich in das Dorf zurückkehrte, hatte sich die Landwehr bereits häuslich eingerichtet und mein Ablass W. . . . aus Gröllwitz hatte mit drei Vandsleuten (darunter ein Lehrer aus Eßesin, dem die Kriegsstudien etwas hart anstamen) in einem Hause Quartier gemacht, wo eine alte Mutter und ihre Tochter, deren Mann zur Nationalgarde eingezogen war, mit vieler unabhingiger Angst umherliefen.

Ich löste alsbald den unheimlichen Verlehr, indem ich den Frauen in ihrer Muttersprache erklärte, daß wir in besten Frieden mit ihnen leben würden, wenn sie uns nur zum Kochen und zum Verzehren unseres Mittagbrodes

— „Rindfleisch mit Reis — das erwerdliche Hausgeräth leihen wollten. Sogleich holten sie mehrere jener schönen hier gebräuchlichen eisernen Töpfe herbei und ehe wir es uns versehen, brodelten unsere reichen Fleischrationen über dem offenen mit ganzen Holzscheiten beschieden Herde, um den wir uns in der geräumigen Küche höchst behaglich gruppirt.

„Jetzt fehlten uns nur noch Kartoffeln!“ bemerkte jemand und sogleich richtete ein Anderer an die jüngere Frau die Frage: „Madame, pomm-t-rotte-tet?“ Die Angeredete sah den Frager erschrocken an und warf mir zugleich einen bittenden Blick zu. „Sans peur, madame, mon camarade veut dire „pommot de terre“. — „Eh bien, monsieur“ erwiderte sie lächelnd, verließ die Küche und kehrte nach einigen Minuten mit einem Henkelstabe voll schöner Kartoffeln zurück, welche mit lautem Beifall in Empfang genommen wurden.

Sobald die Leute merkten, daß wir gutartige Menschen waren, gingen sie aus ihrer Zurückhaltung etwas heraus und die alte Frau erzählte mir, daß sie nach dem Ueberfalle schlimme Tage gehabt hätten, weil sie in den Verdacht gekommen wären, denselben durch Spionage begünstigt zu haben, während sie doch in Wirklichkeit nur den einen Wunsch hätten, daß sich die Festung ohne weiteren Kampf ergeben und der entsehlige Krieg überhaupt sobald wie möglich endigen möchte.

„Wie wäre es, Kamerad, wenn wir uns ein Täschchen Kaffee kochten?“ wandte sich der Eßesiner Präceptor an mich. — „Einverstanden, mein lieber Meister von der Schul!“ erwiderte ich und alsbald hatte der Flügelmann der Compagnie, ein Zuckerbäcker aus Gröbers, wenn ich mich recht erinnere, — le moulin à café (die Kaffeemühle) höchst sachverständig zwischen den Knien und schotete mit großer Gewandtheit darauf los. Mit scharfem Blicke hatte derselbe beim Einrücken einen Kollegen, den Doulangier von Tellancourt, entdeckt, der mit dem göttlichen Doulangier der Gegenwart allerdings nichts gemein hatte, aber, wie wir alsbald erfahren sollten, vorzügliches Weißgebäck feil hielt. Mit reichlichen Aufträgen versehen begab sich unser stets gefälliger und geschäftiger Conditior zu seinem Kollegen und brachte im frohgebenden Brotbeutel ein wahres Mutterlager von Kaffeegebäck zurück, welches er mit allem einladenden Reize zu erläutern wußte.

Anzweigen hatte andere Würthin in der anstehenden Wohnstube den Kaffeehändler bereit und als wir dort eintraten, fanden wir zu unserer nicht geringen Ueberaschung dicht an den Ofen gedrückt ein junges Mädchen vor, welches einen etwa fünfjährigen hübschen Knaben auf dem Schooße hatte, der sich bei unserm Anblicke schon an das

Mädchen anlehnte. Die alte Frau theilte mir sogleich mit, daß ihre beiden Entkinder bereits seit mehreren Wochen von ihrer Heimath, einem unmittelbar bei Longwy liegenden Dorfe getrennt seien, da jeder Verlehr dort hin ganz unerwartet plötzlich abgebrochen worden sei. Die beiden furchtsamen Kinder hätten sich seit dem nächtlichen Ueberfalle heute zum erstenmale aus ihrem Versteck hervorgemagt und wir würden mit ihnen gewiß nicht unfreundlich sein.

Kaum hatte ich meinen Vandsleuten das eben Gehörte mitgetheilt, als sie sich sogleich voll Theilnahme mit der Weiben zu schaffen machten und den kleinen Francois, dem ich wiederholt zuredete, an den Tisch brachten, wo ihm natürlich nicht das Schlegelste gereicht wurde. Auch die Großmutter nebst ihrer Tochter und Enkelin gab ein unferer freundlichen Aufforderung zur Theilnahme an Kaffee nach und so spielte sich, fern im Feindeslande fast unter den Kanonen der cernirten Festung, in dem kleinen freundlichen Hause von Tellancourt eine Scene des tiefsten Friedens ab, welche uns selbst in die liebe Heimath verlegte und den schwergeprüften Leuten das Herz sichtbar erleichterte. Auch unser Rindfleisch mit Reis gereicht unter Beihilfe der Frauen auf's Beste und war so reichlich, daß wir der ganzen Familie zur Genüge abgeben konnten.

Die wenigen Stunden des Nachmittags benutzte ich mit dem Vätermeister aus Gröbers, der auch als Nachtposten kommandirt war, zur Ruhe und gegen 5 Uhr gab ich mich in voller Rüstung zur Hauptwache, wo ich mein Wachkommando bereits vollständig vorand. Eine genaue Musterung ließ mich zu meiner Veruhigung zwei wichtige Momente wahrnehmen. Es waren nämlich nur anerkannt zuverlässige Leute kommandirt und die Polen befanden sich sämmtlich — noch im nüchternen Zustande. Mit guten Wünschen des Kommandirenden der Hauptwache, eines Vizefeldwebels mit nächster Aussicht auf die Ehrenletten, marschirte ich in das Halbunfel hinaus unserer Bretterbude entgegen, welche bei leichtem Faum sichtbar vor uns lag.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten auf See.

(Aus den Aufzeichnungen eines jungen Seemanns.)

(Schluß.)

Durch das Reffen der Segel wurde die Fahrt des Schiffes bedeutend gemindert; es gelang uns auch das Schiff an den Wind zu bringen.

Die Gefahr war nun vorüber, wenn auch die Wogen über Deck rollten, so waren sie doch nicht mehr stark genug, um etwas fortzureißen. Nun wurden die großen Segel festgemacht, eine harte Arbeit bei dem Wetter. Sie nahm fast eine Stunde in Anspruch. Dabei merkten wir erst, daß es empfindlich kalt geworden war. Die Lufttemperatur war vor — 10° C. auf — 3° C. gefallen. Der Regen hatte sich theilweise in Schnee und Hagel verwandelt und machte sich daher um so empfindlicher bemerkbar. Wir alle waren gänzlich durchnäßt, denn bei einem derartigen Regen gewährt selbst das beste Deckung keinen genügenden Schutz mehr. Wir hätten jetzt gern noch das Kreuz- und Vorkreuzsegel geborgen, jedoch nur noch die Vorkreuzsegel und Sturmssegel gefunden hätten; sie zu geben, da sie hierbei unpassbar zerrißen wären. Es war mittlerweile ein Uhr geworden, die Steuerbordwache also frei. Ich hoffte jetzt endlich ununterbrochen bis vier Uhr, also drei ganze Stunden schlafen zu können. Nach wenigen Minuten schlief ich auch schon, doch sollte meine Ruhe nicht lange dauern; ich wurde an Deck gerufen, um das Vorkreuzsegel festzumachen.

Wieder ins Deck — her — wie kalt! — ich schauerte, aber was half's, ich mußte doch wieder hinaus. Als ich die Gattenthiere öffnete, prasselte mir der Hagel in's Gesicht, der Sturm war zum Orkan geworden, eine Woge rollte gerade über das Schiff. Ich hielt mich krampfhaft an der noch offenen Thür fest. Das Wasser brauste in die Casette, sodas es hier Innefließ stand und Alles verflüchtete. Ich trat vollends an Deck, es war mir jedoch nicht möglich, einen Schritt weit zu setzen, so dunkel war es, nur hier und da sah ich die weißen Klämme der Wellen unheimlich leuchten. Die Wache war noch nicht zur Stelle. Ich sah nach oben, da brannte auf dem Flaggenknopfe des Großmastes ein Elmsfeuer, jetzt auch eins im Vortopp, im Kreuztopp und so fort auf allen drei Masten.

„Sehen Sie die Elmsfeuer“, wandte ich mich an den ersten Steuermann, „wir bekommen doch noch unser Weihnachtsbaum, nicht nur einen, sondern gleich drei.“ „Die bedeuten nichts Gutes, das Wetter wird noch schlechter, ich wünsche sie zu allen Teufeln, die sie auch wahrscheinlich hergeschickt haben“, entgegnete er mürrißig. „Nun, heute in der Weihnacht sind sie gerade so zahlreich eingetroffen, daß es doch aussteht wie drei.“

*) Eine im Golfstrom und in den Tropen bei schwerem Wetter sehr häufige Erscheinung. Kleine trichterartige Klammchen, legen sich auf die Masten und die äußeren Enden der Masten. Man sieht sie nicht gern, da sie Vorboten von sehr schlechtem Wetter sind.



Ein schüßertiger Knall, dem ein Knatschen und Knetter n folgte, unterbrach mich. Das Hornarssegel war geborsten und lag nun in tausend Fetzen davon. Wir brachten es nicht mehr festzumachen, und die Waage konnte wieder abtreten.

Es war jedoch schon nach drei Uhr geworden, ich legte mich daher mit Stiefeln und Delzeug auf eine Bank in der Kajüte, und war hier trotz des harten Lagers, trotz meines unbehaglichen Anzuges und trotz des Schlingens und Stampens des Schiffes bald eingeschlafen. Als ich um 4 Uhr geweckt wurde, war ich selbstverständlich schlaferhaft, doch eine Tasse heißer Kaffee erwärmte mich schnell wieder.

Auch die Bordwache konnte nicht ungestört schlafen, denn der Sturm wurde immer heftiger, die See brach über das Deck, so daß sich die Leute an den Pumpen festbinden mußten, um nicht mit fortgerissen zu werden.

Um 5 Uhr ließ der Orkan etwas nach. Jetzt galt es das Grobuntermarssegel zu bergen, wenn es nicht bei einem neuen Stoße der bald wieder kommen mußte, zertrümmert werden sollte. Die Waage wurde daher schleunigst gewacht, und das Segel festgemacht. Noch waren die Leute nicht wieder unter Deck, als der Sturm mit erneuter Gewalt losbrach. Es hand nur noch das Sturmsegel.) Gegen 6 Uhr schlug uns eine heranrollende See die Bordbordverhängerung (Verhänger) entzwei, und das Wasser stürzte nun ungehindert über Deck.

Kaum war dies geschehen, da rief das Kommando „Pomp Schiff!“ die Leute an die ermatte Arbeit des Pumpens. Die armen Matrosen mußten sich selbst und standen fortwährend bis an die Hüften und noch höher im Wasser, das sie von einer Seite zur andern ritz, doch sie wußten, um was es sich handelte. Und wieder hielteln sie es an.

Von Zeit zu Zeit erquiechte sie ein Schlud Braunstein, und ungeachtet ihrer peiniglichen Lage blieben sie vergnügt und machten sogar ihre Späße, wenn sie vom Wasser hin und her gerissen wurden. — Endlich hörte der Hagel auf, und gegen 8 Uhr wurde die Luft hell. Am Nachmittag des ersten Feiertages mäßigte sich dann der Sturm etwas, so daß es uns möglich wurde, ein neues Vor- und Kreuzuntermarssegel anzuschlagen und das Grobuntermarssegel zu sehen, jedoch auch am zweiten Feiertage dauerte der Sturm noch fort. Endlich am dritten Tage konnten wir mehr Segel sehen und am vierten führte die Bark wieder alle Segel bei früherer nöthlicher Weite. Jetzt bessere auch der Zimmermann nöthig die Verhängerung wieder aus.

Derartige Stürme gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten, sondern im nordatlantischen Ocean sind sie zur Winterzeit so zu sagen an der Tagesordnung. Wir hatten während der Fahrt nicht weniger als fünf ähnliche Stürme zu bestehen.

Der Seemann denkt jedoch während des Unwetters kaum an Gefahr; er fühlt nur das Ungemüthe, wurret auch wohl darüber und bewünscht dabei die ganze See-fahrt. Ist er aber an Land, dann hat er keine Ruhe, er schaut sich zurück nach dem großen und freien Meere, in dessen Schoß so mancher wätere Wunsch seine Ruhe-stätte gefunden hat.

Ein Kapitel vom Essen.

Unter dieser Ueberschrift findet sich ein längerer Feuilleton in der „Weizer“, welchem wir folgende Angaben entnehmen. Als die Tage der Kochkunst, in welchen man durch Massenverbrauch zu wirken suchte, folgte die verfeinerte französische Kunst. Erst in dem glänzenden Zeitalter Ludwigs XVI., das den Auf der französischen Küche gebührende, suchte man seinen Ehrgeiz nicht in der Ueber-treibung und der Menge, sondern in der Qualität der Speisen und ihrer Zubereitung. Man gab freilich nur große Repräsentationsdinner, — von den kleinen, feinen hatte man noch keine Idee, — und die vornehmsten Herren lagen den ganzen Tag in den Wirtschaftsküchen, so daß der Herzog von Ferret-Senecker sich den Beinamen „Le pair des cabarets“ (der Fürst der Kneipen) erwarb. Selbst bei den Dinners reichte man beständig Liqueure und stark gewürzte Getränke hinern, bis seit 1735 die Sitte aufkam, Kaffee nach dem Dinner zu geben. Der Minister Maurepas führte den TEE ein. Erst unter Ludwig XIV. wurden die Sumpers Mode. Bonaparte eß sehr reich und verwarf das Essen öfters ganz. Er liebte vieles und starke Gewürz. Als erster Konjul speiste er fast alle Morge ein Fuhn, auf italienische Art in Del und Zwiebeln, und ein behedendess Ragout, das man Poulet à la Provencale, später aber à la Marengo nannte. Eins seiner Lieblingsgerichte waren stark gebratene Sammelfotelettes. Um Felle lagen, wie General Montholon erzählt, in einer dünnen silbernen Maschine stets einige davon auf Butter sobald er die stets in Bereitschaft gehalten Suppe verlangte — „Sultenne“ liebte er vor allem, — wurden öl-getränkte Bogen Papier unter die Maschine gebracht, und die Fotelettes waren in wenigen Minuten fertig, bevor der Kaiser die Suppe im eigentlichen Sinne des Wortes verschlungen hatte.

Zur Zeit des Konsulats war die französische Gastro-nomie schon morgendeb. Grimoir de la Rochiere, ein berühmter Gourmand, trieb seinen Eifer für die Beförderung der Mäßigkeit des Gammens sogar so weit, daß er eine Jury von Feinweinemern sich monatlich einmal im „Rocher de Candale“ verschammeln ließ, die mit weißen und schwarzen Kugeln über ein und das andere neue Gericht ballotirten. Der berühmte Fürst Talleyrand war vor einer der ersten, der überzeugt war, daß eine gute Küche die

Gesundheit befähigen müsse, welchen Grundtag denn auch die letzten vierzig Jahre seines Lebens bestätigt haben. Jedenfalls hat das Sprichwort „Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen“ mehr Menschenverstand, als viele Menschen Verstand haben, wie denn schon ein alter Philo-soph, den sein reiches Freund so vernachlässigt hatte, daß er auf dem besten Wege nach Verlungerung war, meinte: „Willst Du, daß eine Lampe brenne, so laß es nicht an Del fehlen!“ Andererseits aber würden wir sicherlich um die Hälfte weniger Krankheiten haben, wenn man diejenigen von der Sinne abziehe, die von Unmäßigkeit abstammen, so daß die allgipflichsten Verzte nicht so Unrecht hätten, alle Krankheiten von den Speisen abzuleiten und demgemäß ihre Verordnungen — meistens Brechmittel und Fasten — zu treffen.

In bedenklicher Weise machen sich jenes Sprichwort nur die Praeser und Praeser zu Auge; nach bedenklicher wird es in Zeiten der Noth, wie z. B. als der englische Admiral Byron, der in seiner Jugend an die Küste der Feuerländer verschlagen wurde, drei Tage lang an einem Stück ver-derbräunten Geseundshaut zehren mußte, sich darob noch glück-lich schätze und gewiß nicht, wie ein besannter griechischer Praeser, sich den Hols eines Kranichs wünschte, um länger genieszen zu können; am bedenklichsten aber will es uns civilisirten Staatsbürgern erscheinen, wenn wir von den Nahrungsmittein hören, mit denen keine und viele Wäl-terischen sich regäliren. Bei den Süßweinsulmen und in Tokini gelten Rinde als eine Delikatesse. Die Fakten speien sogar Ratten und Mäuse. Gesundheitlich sind seit uraltesten Zeiten eine Nicht-gesunde gewisser Morgens-länder; schon Diodor, der griechische Geschichtschreiber, nennt die Melopier schlechtzinnigen Kauzgeriffenpraeser. Der reinliche Hindu trinkt geschmückte Ratten, wie wir hitzige Weine; sein stärkster Trud ist: „Daß Du die ganze Weide nur einerlei Geschir brauchen mögest!“ So sehr liegt Reinklichkeit in seiner Natur. In einigen Gegenden Miras werden Schlangen und Krupen gegessen, wie denn der Weisende Fordyce erzählt, daß er einen Schwarzen gefandt habe, der sich eine Suppe aus Klapperschlangen kostete, deren Köpfe mit ihrem Giste immer mit in den Topf gegeben wurden. Manche Schlangen sollen übrigens nicht übel schmeden. Einge-laben z. B. die Spanier in America mit Uchsen die Eingeborenen eine Schlangenart essen, die diese Guana nannten, bis die Schöne Kasin Anoucom die einem Feste den spanischen Offizieren davon vorlegte, welche dann das Fleisch so vortheilhaft fanden, daß es sich als-bald unter den spanischen Gastronomen einen bleibenden Ruf erwarb. Die Diomaten am Drinoto essen bestän-dig Rhonorde, die Neulandbeier sogar Specklein, die Sene-golneger und Tungeles andere Erdarten. Die Einwohner von Neuseeland bezeichnen als eine der größten Delikatessen — Seife. Da sind wir doch bessere Menschen, wir lassen es beim — Schneepfend bewenden.

Die wunderbaren Beispiele aus der Geschichte der Esser und Praeser betreffen schließlich aber doch solche „Unver-sal“-Menschen, deren Magen zur Sättigung nicht nur eine schier ungläubliche Menge Nahrungsmittel, sondern nicht selten ganz ungewöhnliche, überhaupt nicht eßbare Dinge nöthig hatten. Es sind in dieser Hinsicht die merkwür-digsten, „wohlgeläufigsten“ Fälle überliefert.

Nito von Kroton, der berühmte Weltkämpfer, „trug einen ganzen Ochsen und verzehrte ihn darauf.“ Herodor von Megara verlangte zu einer Mahlzeit 20 Hund Fleisch, eben so viel Brod und einen halben Anker Wein. Claudius Albinus konnte auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirsiche, 10 Melonen und 20 Hund Weintrauben und dazu 100 Schneepfen verzehren; moegen die Fistenpielerin Agalais sich an 42 Hund Fleisch, eben so viel Brod und 16 Quart Wein genügen ließ. Der Kaiser Maximin konnte an einem Tage einen Eimer Weine trinken und 40 Hund Fleisch essen; er konnte freilich auch dafür mit einem Faustschlag einem Pferde das Bein brechen und Steine mit den Fin-gern zerschellen.

Diese Berichte aus dem Alterthume könnten verdächtig erscheinen, wenn nicht die neuere Zeiten noch verblüffen-dere Beispiele geliefert hätten. So besand sich in der sächsischen Leibgarde 1765 ein Mann, der auf einmal 20 Hund Rindfleisch und ein halbes gebratenes Kalb ver-zehrte. Der Marschall Willars hatte einen Schweizer, der ein ungeheurer Praeser war. Er fragte ihn einst, wieviel Hirndrücken er auf ein Abendessen essen könne. Wenig, war die Antwort, vier bis fünf. — Und keulen? — Sieben bis acht! — Und Hüner? — zwanzig! — Tauben? — vierzig, vielleicht fünfzig, nachdem es kommt. — Aber Verthen? — Ah, Monseigneur, war die Antwort, was diese Thierchen anlangt, die kann ich mauschelnd essen. — Im Jahre 1771 schab zu Niesfeld der Postauer Wetzsch Josef Kolniker. Erban in seinem dritten Jahre fraß er vor Hunger Steine. Auch seine Mutter und Großmutter waren Steinresserinnen gewesen. Er konnte nur satt werden, wenn er Steine unter sein Essen mischte. Länger als 1 1/2 Stunden hielt trotzdem seine Mähigkeit vor. Auf dem Schlosse in Braunschweig verzehrte er einst in sechs Stunden 25 Hund gebratenes Ochsenfleisch und trant 20 Quart Wein dazu. Ein andermal eß er zwei Käber in fünf Stunden. Auch nahm er Metalle und ähnliche Dinge zu sich. Von ihnen zwei Kindern brauchte der fünf Monate alte Krabe täglich zwei Quart Suppe, die neun Monate alte Tochter täglich ein Quart Milch. In seiner Jugend Soldat, wurde Kolniker bei Einquar-tirungen für acht Mann gerechnet. Ein ähnlicher Praeser vor der Gallerenslave Bazile. „Ich habe tausend Leibel im Leibe, die mir alle meine Schmerzen bringen!“ lagte er am Tage der Eerbebede. Als man ihn nach dem Leibe öffnete, fanden sich in seinem Magen: Kapreien, 13 Stück Eichenholz, hölzerne und zinnerne Löffel, zinnerne Schnallen, ein Pfeifenkopf, ein Klappmesser, Fensterglas, Leber und

unter anderen beschaulichen Sachen auch eine Blecherne Mähre.

Der Gärtner Kahle jedoch, der 1754 in Wittenberg starb, übertraf sie Alle bei Weitem. Dieser felsame Mann gab acht Schock Blausamen sammt den Keenen, oder einen Schffel Kirscheln nebst den Keenen; reichte die gewöhnlichen Speisen nicht, so fraß er die irbenden Keller und Schüsseln mit. Sein Weib war so stark, daß sein Einßig in Steinen so sichtbar war, als ob er in Oßit ge-schiffen hätte. Rahm er Kaffee oder Wein zu sich, so zer-malmte er wohl Tasse und Glas so schnell und mit sol-chen Getöse, wie die hungrieste Dage einen Knochen. Eifen, Mäuse, Speien, Henschreden und Krupen waren ihm willkommenere Speisen. Ein Spanferkel mit Vorzie-geln galt ihm als ein Morgenbrot. Mittags darauf aber hungerte ihn wieder bedarf, daß er einen Kammel mit Wolle und Knochen zu sich nahm. Einmal raßte seine Gefräßigkeit so, daß er ein kleineres Schreihuhn nebst der Tinte dem Streulande dem Federmeiser und den Federn verschlang. Dieen Umstand hat ein Zeuge vor Gericht eiblich verächt. Der betog den Kahle Armitz, das Un-gewöhnliche zur Schau zu verschleiden. Daher machte er sich einst in einem Wirthshaus in Gegenwart vieler Zeugen darüber, einen ganzen Uebelack zu pressen. Bei alledem wurde er 79 Jahre alt. Man effnete seinen Leichnam auf landesherrlichen Befehl, der Grund seiner Gefräßigkeit jedoch war nicht zu entdecken.

Wie aber die gältige Mutter Erde für alle Kreatur für-gesorgt hat, so blüht auch den Praesern ein Paradies hie-nieden. Wie der Weisende Walter berichtet, werden näm-lich in Mexikien diejenigen, welche das größte Stück mit größtem Schmagzen verschlingen können, als gut erzo-gen ganz besonders geachtet und gehalten; es giebt dort ein Sprichwort, welches sagt: Bettler und Diebe essen keine Stücke ohne Varn.

Mannigfaltiges.

Säcular- und Semifamilienartage.

Januar 1888.

20. Januar 1888. Festabend des christlichen Märtyrers Seba-tian aus Nordonne; wurde in Nord, da er das Christen-thum nicht abgewandte, erst mit Weilen befestigt und zuletzt zu Tode gestempft. Schutzpatron der Schöpfen-gilden.

21. Januar 1888. Geh. Graf Ludvig von Nassau-Pillenburg, Bruder Wilhelm's I. von Oranien und Gegner Albe's, gegen welchen er mit wechselndem Glück Krieg führte; verlor zuletzt in der Schlacht auf der Wooster Daid, 14. April 1574, sein Leben.

22. Januar 1888. Geh. v. London G. N. G. Nord Byron verbrühten englischer Dichter, Hauptvertreter der „Wortke-des Weltkammer“, war nach einer zügellos durcheinander-Jugend viel auf Reisen, ihm zuletzt 1823 nach Griechenland, am an den Freiheitskämpfen theilzunehmen, † 19. April 1824 in Kifonlanghi.

Sononym von F. M.

Ein Tugend Weiber oder zehn Von ihm auf einen Fuß wohl steht; Einst hat man viel nach ihm gemessen, Dann ist es schon keinmal bemessen, Nicht ganz, denn wie man pflegt zu sagen, Als Theil vom Dank wird's abgetragen Und zur Umgehung noch verhärtet, Es dort, wo's Ausland uns berührt.

Kläge aus „Die Braut von Messina“.

Glatten-Käthlein von Bertold Arnau. Wer das grüne, kyllallene Feld Müht mit des Schiffes elendem Riele, Der vermüht sich das Glück, dem gehört die Welt, Ohne die Saat erblüht ihm die Grute! Denn der Mensch vermühtet im Fischen, Mühtige Müht' ist das Grund des Mühtes. Geküht ist das Glück und schwer zu binden, Nur in verhöhrter Liebe wird's benahrt.

Die Welt ist vollkommen überal, Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.

Wohl dem! Selig auch ist ihn preisen, Der in der Stille der läudlichen Firt, Fern von des Lebens verworrenen Kreisen, Nüchlich liegt an der Brust der Natur.

Nicht an die Güter hänge dein Verz, Die das Leben verändlich zieren! Wer besitzt, der lerne verlieren, — Doch auch die Hobeit darf das Schöne schmücken, Der goldne Reiz erbet den Gesehnen.

Mein Leiden soll du, meinen Schmerzer geküht, So theil' auch jeth das Glück der Gesehnen.

Als oben stehenden 8 Citaten ist durch Entnahme eines Wortes aus jedem Gitat ein G zu bilden.

Büchlingen aus Nr. 2.

1. Kritikograph: Maria-Theresia, Tasse, Selistrop, Hero, Eil, Lopez, Erle, Slar, Entlie, Apofroph, Lot, Mar-tine, Kat, Commer, Maria, Rom.

2. Citaten-Büchlein. Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt.

3. A. Bauer, R. Kögler, Franziska Feger in R. R. Schöne, Mies-chling, Bruno Altrecht in R. R. Weber, Anna Sabotius in R. R. Schumann, Gustav Scherz, E. Prant in R. Ann-Ed. 1. richtig, Anna R. Giesjo, R. Deane Gärtler, M. S. Weizsäcker, Anton Harung in R. 2. richtig, Selma R. Wir sind Jünger sehr verbunden für Ihre Kaufmannschaft und bitten Ihnen bestens. Ernst R. Dardner können Ihre Auer keine Dankmal geben, wir haben auch noch verschiedene Seiten hin erkrankigt.

4. Bauer, R. Kögler, Franziska Feger in R. R. Schöne, Mies-chling, Bruno Altrecht in R. R. Weber, Anna Sabotius in R. R. Schumann, Gustav Scherz, E. Prant in R. Ann-Ed. 1. richtig, Anna R. Giesjo, R. Deane Gärtler, M. S. Weizsäcker, Anton Harung in R. 2. richtig, Selma R. Wir sind Jünger sehr verbunden für Ihre Kaufmannschaft und bitten Ihnen bestens. Ernst R. Dardner können Ihre Auer keine Dankmal geben, wir haben auch noch verschiedene Seiten hin erkrankigt.

